Zeitschrift: Bündner Seminar-Blätter
Band: 6 (1888)
Heft: 3

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bündner
Seminar-Blätter

Herausgegeben von

Seminardirektor **Theodor Wiget** in Chur.

№ 3. **VI. Jahrgang.** **1888.**

Die „Seminar-Blätter“ erscheinen jährlich zehnmal zum Preise von Fr. 3. — für den Jahrgang franko durch die Schweiz und 3 Mark für das Ausland (Weltpostgebiet). **Abonnements** werden angenommen von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie vom Verleger **Hugo Richter** in **Davos.**

Epiktet.

Von *Prof. Dr. Hilty* in Bern.

Hochgeehrter Herr Direktor!

Wenn ich Ihrem Wunsche diesmal durch einen Aufsatz über einen antiken Stoiker entspreche, dessen Lehren mir stets einen besondern pädagogischen Wert zu haben schienen, so hoffe ich damit nicht in Widerspruch mit der allgemeinen Tendenz der Seminarblätter zu kommen. Sie selbst legen ja doch, nach dem Vorgange Zillers, den Accent auf den *erziehenden* Unterricht, der auch bei jenem Philosophen bei weitem die Hauptsache ist[1] und meine eigene Ansicht von dem gesamten Lehrwesen ist sehr ausgesprochen die, dass *vor Allem* der Ausbildung der Individualität, sowohl im Lehrer als im Schüler, mehr Raum geschaffen werden muss.

Wenn ich auch gerne zugeben will, dass jeder Beruf seine Methode hat und haben muss, so scheint mir doch bei dem gesamten Lehrberuf von der untersten bis zur obersten Stufe die *lebensvolle, individuell ausgestaltete Persönlichkeit* die Hauptsache zu sein, welche auf andere, noch unfertige Geister wirken und sie ebenfalls zu solchen Persönlichkeiten erziehen soll.

Grosser Mangel an selbständigen Persönlichkeiten, das ist mehr und mehr das charakteristische Merkmal unserer Zeit. Bewusster gewordene, schulmässig gebildetere und in so weit vielleicht lebens- oder wenigstens erwerbsfähigere Massen haben wir wohl gegenüber den früheren Perioden unserer Geschichte, aber es fehlt dabei die Originalität im Einzelnen und nach und nach in der Gesamtheit, die uns deutlich von andern Völkern unterscheidet und in der nach meinen Begriffen eine Hauptbedingung für eine nationale Fortexistenz liegt. Vergleicht man z. B. die politischen und nationalökonomischen Aufsätze, die zu Anfang dieses Jahrhunderts noch in

[1] Er pflegte u. A. zu sagen, dass die Wissenschaft in einem unreinen und unwahren Gemüt ebenso unbrauchbar werde, wie der Wein in einem unreinen Gefäss.

den graubündnerischen »Sammler« geschrieben wurden, oder die politischen Flugschriften, welche diese Übergangsperiode erzeugte[1], mit der heutigen periodischen Litteratur, so wird man den erstgenannten Schriften, die allerdings nur von wenigen Personen der damaligen Zeit verfasst werden konnten, nach Form und Inhalt den Vorzug zuerkennen müssen. Das Volk von Graubünden war im Jahre 1800 ein durch Schulen sehr wenig gebildetes, aber durch das Leben mehr geschultes und jedenfalls weit originelleres und in mancher Hinsicht nachdenkenderes Volk, als es heute ist.

Das Beispiel steht auch keineswegs etwa vereinzelt da. Im helvetischen Archiv können Sie ganze Foliobände von gesammelten Berichten, Vorschlägen etc. vom ersten bis zum letzten Blatt mit Vergnügen lesen, es ist kein einziges Stück dabei, das nicht durch den Geist und die Auffassung, die durchblicken, lebhaft anregend wirkt. Ob dies in hundert Jahren mit dem jetzigen Bundesblatte auch der Fall sein wird, lasse ich dahingestellt. Das ist der Zauber der ausgeprägten Individualität, den die Welt jederzeit, wenn auch widerwillig, anerkennt.

Möglichst viele wirkliche Persönlichkeiten zu erziehen, das wäre eigentlich, glaube ich, die Quintessenz unseres Lehrerberufs.

Wie wird dies aber gemacht? Mit Schulbildung allein gewiss nicht, sonst müssten wir ja jetzt in der Welt mehr solcher Persönlichkeiten als jemals besitzen, während wir in grossen gebildeten Ländern verhältnismässig wenige sehen. Alles Andere ist nur noch lauter »Partei« und »Gruppe», bei welcher die Zahl allein massgebend ist.

Ich meinerseits habe die vom Schulstandpunkte wahrscheinlich paradoxe Meinung, dass Persönlichkeit durch Selbsterziehung und Beispiel entsteht, Sache der Okkupation, nicht der Tradition ist (wobei allerdings die Schule eine gewisse Anregung und sogar Anleitung geben muss) und dass es nur zwei »Methoden« gibt, durch welche diese Selbsterziehung erreicht werden kann, den Stoizismus und das Christentum.

Von dem letzteren Wege, welchen einstweilen die Theologen in Erbpacht haben, wollen wir hier nicht ausführlich reden, obwohl wir persönlich der Meinung sind, ein Weltmensch wie Gordon Pascha habe ihn s. Z. besser gepredigt, als die sämmtliche englische Geistlichkeit und in seinem kleinen Büchlein »Betrachtungen in Palästina« sei trotz der etwas abstrusen Form eine authentischere Auffassung des Christentums enthalten, als in den Werken Calvin's. Es ist dieser Eine, sehr schmale Weg zur menschlichen Ausgestaltung aber nicht »Jedermanns Ding« und wir möchten viel-

---

[1] z. B. den „Friedensengel“ und das Gespräch der drei Landleute von 1814, abgedruckt im politischen Jahrbuch von 1887.

mehr beinahe mit dem letztgenannten grossen Reformator glauben, es gehöre eine Art von Prädestination, mindestens eine besondere Art von einfältiger, kindlicher, wenig spitzfindiger Natur dazu, die unsern komplizirten Zeitgenossen meistens und immer mehr abgeht.

Dagegen ist der Stoizismus ein Produkt ähnlicher Zeiten, wie sie gegenwärtig vorhanden sind, hervorgegangen aus notgedrungenem Nachdenken über die Quelle und Möglichkeit eines Glückes für *dieses* Leben und *für Alle*, wie es auch jetzt wieder ungemein viele Gemüter bewegt.[1] Er hat gar nichts Übernatürliches an sich, erfordert keinen *Glauben*, sondern wendet sich immer nur an den gewöhnlichen, gesunden Menschenverstand, und ist entstanden aus den Bedürfnissen ähnlicher Menschen, wie die heutigen, nach etwas Besserem, als der blosse ästhetische

[1] Die meisten Menschen, die sich über ein rein tierisches Dasein erheben, sind dabei auch heute, wie damals am Ausgange der klassischen Zeit, der Meinung, dass es ein gewisses Sittengesetz geben müsse, auf welchem sowohl der eigentliche Wert des einzelnen Individuums, wie die Möglichkeit des Zusammenlebens der Menschen beruhe und das der Wertmesser der jeweiligen Kultur der Völker sei. Welches aber diese Gebote der Sittlichkeit seien und woher sie ihre Autorität nehmen, darüber gehen die Ansichten schon sehr auseinander. Noch schlimmer ist es, dass ein Teil der vorhandenen Sittlichkeitsgebote zwar einen unbezweifelten theoretischen Respekt geniesst, faktisch aber gar nicht als absolut verpflichtend angesehen wird. Wie weit dies geht, lässt sich am besten aus einer Vergleichung der zwei bekanntesten Aufzeichnungen dieser Art, des mosaischen *Dekalogs* und der *Bergpredigt* mit dem Laufe der Welt erkennen Gegen das erste und zehnte Gebot fehlen die meisten Menschen fast gewohnheitsmässig und es wäre schwer, oder vielmehr vielleicht leicht zu sagen, *welchen* Göttern eigentlich die heutige Welt dient. Die sechs Tage Arbeit betrachten die allerfrömmsten Herren und Damen meistens als etwas, was sich doch nur für gewisse *untere* Klassen schicke. Für die Seligpreisungen der Bergpredigt haben die allerwenigsten Christen ein überzeugtes Verständnis, eher für das Gegenteil, und einiges Andere, was dort positiv vorgeschrieben ist, verbietet heute ganz ruhig die allgemeine Anschauung, wenn nicht sogar das Staatsgesetz. (Vergleiche z. B. Ev. Matth. V. 32, 39, 42, 44, VI. 19, 34). Vollends die Lebensregeln des Apostels Paulus im 12. Kapitel des Römerbriefs, Vers 16—21, wollen wir kaum anführen. Wer „trachtet nicht nach hohen Dingen und hält sich lieber herunter zu den Niedrigen“? Und doch ist dies eine Grundbedingung menschlichen Glückes.

Eine gewisse Durchschnittsmoral, die auf einer allgemeinen Zivilisation und einem geordneten Rechtszustand beruht, ist an die Stelle der innerlichen Sittlichkeit getreten, wie dies in den ersten Jahrhunderten des römischen Kaiserreichs der Fall war, und es gibt auch jetzt wie damals zahllose Gebildete, die gerade darin den Fortschritt der allgemeinen Kultur über einseitige oder beschränkte Anschauungen erblicken. Es ist nur schade, dass diese breiteren Grundlagen menschlicher Verhältnisse sich schliesslich nicht als fest genug erweisen und weder für den Einzelnen, noch für das Ganze das *allgemeine Wohlbefinden* hervorrufen, das man von jeder solchen Kulturepoche erwartet, weitaus die meisten Menschen leben im Gegenteil in einem beständigen Schwanken zwischen Übermut und Furcht. Unter solchen Umständen suchen dann ernstere Geister die verschütteten *wahren* Quellen desselben wieder aufzudecken und daraus entstehen die Philosophien stoischer Richtung und die religiösen Regenerationen.

Genuss in den höheren und die tägliche »Magenfrage« mit ihrer beständigen Sorge und Klage in den untern Gesellschaftskreisen.

Gegen diese beiden Lebens- und Weltanschauungen richtet sich die stoische Philosophie und es ist ihr gelungen, in *einzelnen* Menschen wenigstens den Beweis zu erbringen, dass sie wirklich im Stande sei, ausgeprägte, in sich gefestigte Persönlichkeiten zu erziehen, die in allen denkbaren Lebenslagen über die Wechselfälle ihrer Geschicke erhaben sind.

Die interessantesten dieser merkwürdigen Menschen sind der Kaiser *Marc Aurel* und der Sklave *Epiktet*. Sie sind es nicht allein desshalb, weil sie die Wirkungen ihrer Philosophie in so verschiedenen Lebenslagen zeigen, sondern auch weil wir von ihnen allein eigentlich recht geniessbare Schriften über ihre Anschauungen besitzen. Von dem Kaiser die jetzt sogenannten »Meditationen«, eine Art nur für den eigenen Gebrauch bestimmtes Sentenzenbüchlein, das bei seinem Tode in den Falten seines Kleides aufgefunden wurde. Dieselben sind bekannter und leicht zu haben, enthalten jedoch bloss zufällige Gedanken, wie sie eben jeder Tag für den vielbeschäftigten Herrscher brachte, ohne systematische Anordnung oder gar Lehrzweck. Dagegen sind die Lehrsätze des Sklaven Epiktet weniger bekannt. Ich weiss meinerseits nicht, ob es überhaupt davon eine neue deutsche Ausgabe gibt.[1] In meinem Besitze ist nur die mangelhafte Übersetzung von Junker (1826), sodann die Übersetzung des alten Kommentars des Simplicius, von Schulthess (1778) und die Übersetzung der Unterredungen Arrians von Schultz 1801.[2] Die nachfolgende Revision versucht es nunmehr, das wesentliche auf uns gekommene Werklein Epiktets in verständlichem Deutsch Ihren Lesern vorzustellen.

Was wir von den *Lebensverhältnissen* dieses Philosophen wissen, ist

---

[1] Eine solche ist mir erst nach Abfassung dieses Aufsatzes zu Gesicht gekommen, sie ist von H. Stich 1884 und enthält nebst der Übersetzung des Handbuchs noch einige angeblich von Epiktet herrührende Aussprüche, die in andern antiken Schriftstellern, besonders von Stobäus, erwähnt werden. Einzelne dieser Aussprüche sind originell, z. B.: Drei Reben habe der Weinstock, die erste trägt die Lust, die zweite den Rausch, die dritte das Verbrechen; oder: „Das Kleinlichste auf Erden ist Habsucht, Vergnügungssucht und Grosssprecherei, das Grösste Grossmut, Sanftmut, Wohltätigkeit."

Sehr wahr ist besonders folgendes: „Wer Geld, Lust, oder Ruhm liebt, liebt die Menschen nicht."

[2] Aus dem vorigen Jahrhundert gibt es noch deutsche Übersetzungen von Schulthess (1766, 1778), Link (1783), Thiele (1790); französische sind von Dacier, Boileau und Bellegarde vorhanden. Die Ausgabe von Junker ist im Buchhandel nur schwer erhältlich. Von den griechischen und lateinischen Ausgaben, die ziemlich zahlreich sind, scheinen diejenigen von Heyne (1756, 1776, 1781) die bekanntesten, wenigstens in Deutschland, zu sein.

mit wenigen Worten zu berichten. Wir haben nicht nötig, wie bei verstorbenen modernen Schriftstellern, Bände von immer neuen Biographien, Briefen, Tagebüchern nachzulesen, um auf das zu kommen, was wir am Ende doch allein von ihnen zu erfahren wünschten, nämlich den geheimnissvollen Kern ihres inneren Lebens und den Weg, den sie einschlugen, um zu der bedeutenden Entwicklung desselben zu gelangen.

In der nämlichen Gedrängtheit sind auch die philosophischen Lehren Epiktets auf uns gekommen, was für ihre praktische Brauchbarkeit nur einen erheblichen Vorzug bildet. Der Mensch bedarf weder auf dem philosophischen, noch auf dem religiösen Wege *vieler* Anweisungen. Es kommt vielmehr wesentlich darauf an, dass er diejenigen, welche er besitzt, wirklich glaubt und entschlossen anwendet. Und wenn wir die inneren Lebensgeschichten wahrhaft bedeutender Menschen besser kennten, so würden wir regelmässig sehen, dass sie das, was sie vor so Vielen auszeichnete und für die Menschheit wohltätig machte, sehr wenigen, aber festen Grundsätzen wahrer Philosophie oder Religion und daneben *guten Gewohnheiten* verdankten, die sie teils ererbt, teils auch durch eigenes Nachdenken und eigene Entschliessung sich angeeignet hatten, während das Ganze dessen, was man jeweilen Philosophie oder Religion nennt, bei den meisten Menschen dekorativ, im besten Falle *ein Wissen,* ohne direkte Einwirkung auf ihr praktisches Leben ist. Sonst müssten ja die gelehrtesten Philosophen und Theologen auch immer die besten Menschen sein.

Ein Charakter obenbezeichneter Art scheint Epiktetos gewesen zu sein.[1] Was wir von ihm Bestimmtes wissen, ist, dass er unter der Regierung der späteren Kaiser des julischen Hauses im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu Hierapolis in Phrygien in geringem Stande geboren ward und sodann schon frühzeitig in seinem Leben Sklave eines rohen Menschen Epaphroditos, Freigelassenen (nach Andern Leibwächter) des Nero wurde, der ihn mitunter körperlich misshandelte, später jedoch freiliess. Infolge einer solchen Misshandlung hatte er zeitlebens ein lahmes Bein. Er lebte in völliger Armut auch nach seiner Freigebung, indem alle seine äussern Besitztümer in einer Bank, einem Kissen und einer

---

[1] Eine ausführliche Schilderung seines „Lebens und Todes“ durch seinen Schüler *Arrian* aus Nicomedia (Präfekt von Kappadozien unter Hadrians Regierung) ist nicht mehr vorhanden. Der nämliche Arrian ist auch der Verfasser, resp. Aufzeichner des nachstehenden sogenannten „Handbuchs“ (enchiridion) Epiktets und einer weitläufigeren, aber weit weniger interessanten Sammlung von „Unterredungen“ desselben mit seinen Schülern, wovon aber auch 4 Bücher (von den ursprünglichen 8) verloren gegangen sind. Der oben beiläufig erwähnte Kommentator *Simplicius* aus Cilicien lebte im 6. Jahrhundert unter Justin und Justinian und war öffentlicher Lehrer der Philosophie in Athen.

Lampe[1] bestanden haben sollen und heiratete daher auch erst in späterem Alter, wesentlich deshalb, um das Kind eines seiner Freunde desto besser annehmen und erziehen zu können. Unter der Regierung Domitians, welcher die Philosophen aus begreiflichen Ursachen vertrieb, wurde Epiktet aus Rom und ganz Italien ausgewiesen und hielt sich fortan zeitweise zu Nicopolis[2] in Epirus auf, bis er (erst nach dem Tode Domitians wahrscheinlich) zurückkehren durfte. Nach einzelnen unwahrscheinlichen Nachrichten soll er noch mit Hadrian befreundet gewesen sein, ja sogar bis zur Zeit Marc Aurels gelebt haben und 110 Jahre alt gestorben sein.[3] Die Umstände seines Todes sind unbekannt, doch lässt sich aus dem Titel der verloren gegangenen Biographie Arrians schliessen, dass dieselben etwas Bemerkenswertes an sich hatten.

Christliche Schriftsteller der späteren Zeit, worunter der h. Augustin, rechneten Epiktet, wie Seneca und Marc Aurel, zu den Halbchristen und es wurde sogar die Vermutung aufgestellt, sein Herr Epaphroditos sei der in den beiden Briefen des Paulus an die Colosser und Philipper erwähnte gewesen.[4] Es bedarf jedoch, abgesehen von dem Mangel eines jeden Beweises hiefür, nur eines kurzen Einblicks in die nachfolgenden Sentenzen, um den eigentümlichen Geist der stoischen Philosophie darin zu erkennen,

---

[1] Diese letztere kaufte nach seinem Tode, wie Lucian erzählt, um einen hohen Preis (3000 Drachmen) ein reicher Mensch, der wahrscheinlich bei Lebzeiten des Philosophen nie daran gedacht hätte, ihn vor dem Verhungern zu schützen. Dergleichen kommt auch noch heute vor.

[2] Es ist dies die von Augustus zu Ehren des entscheidenden Sieges von Actium erbaute Stadt.

[3] Eine eigene Bemerkung des Marc Aurel in seinen Meditationen I. 7 scheint eher für das Gegenteil zu sprechen. Sie lautet:

Dem Rusticus verdanke ich, dass es mir einfiel, in sittlicher Hinsicht für mich zu sorgen und an meiner Veredlung zu arbeiten; dass ich frei blieb von dem Ehrgeiz der Sophisten; dass ich nicht Abhandlungen schrieb über abstrakte Dinge, noch Reden hielt zum Zwecke der Erbauung, noch prunkend mich als einen streng und wohlgesinnten jungen Mann darstellte, und dass ich von rhetorischen, poëtischen und stilistischen Studien abstand; dass ich zu Hause nicht im Staatskleid einherging oder sonst so etwas tat, und dass die Briefe, die ich schrieb, einfach waren, so einfach und schmucklos, wie der seinige an meine Mutter von Sinuessa aus.

Ihm habe ich es auch zu danken, wenn ich mit denen, die mich gekränkt oder sonst sich gegen mich vergangen haben, leicht zu versöhnen bin, sobald sie nur selbst schnell bereit sind, wieder zu kommen. Auch lehrte er mich, was ich las, genau lesen und mich nicht mit einer oberflächlichen Kenntnis begnügen, auch nicht gleich beistimmen dem, was oberflächliche Beurteiler sagen. Endlich war er's auch, der mich mit den *Schriften Epiktets* bekannt machte, die er mir aus freien Stücken mitteilte.

[4] Vgl. Colosser I. 7, IV. 12, Philipper II. 25 (Epaphras und Epaphroditos).

die dem Geiste des Christentums zwar in einzelnen ihrer erhabensten Aussprüche nahe kommt, aber lange nicht dessen kindlich-freudigen Geist besitzt, wie sie denn auch im Grunde aus einer ganz anderen Weltanschauung fliesst. Ganz besonders ist es die an mehreren Punkten bemerkliche unverholene Missachtung des weiblichen Geschlechts, die echt griechisch und von dem christlichen Geiste gänzlich unberührt ist. Ausser einigen solchen Punkten und im Ganzen genommen ist aber allerdings das Handbuch Epiktets diejenige Schrift des Altertums, welche an sittlichem Gehalte den höchsten Rang beanspruchen kann und der christlichen Sittenlehre am nächsten steht.

Sie verdiente daher auch allgemeiner bekannt zu sein, als sie ist, und namentlich in den Schulen mehr gelesen zu werden, da gerade der Stoizismus für den jugendlich hochstrebenden, noch in der Entwicklung begriffenen Geist und Charakter etwas ungemein Anziehendes und Förderndes hat, während das Christentum bei Gebildeten mehr Lebenserfahrung und namentlich eine Demut voraussetzt, die der studirenden Jugend noch nicht eigen sein kann.

Epiktet hat keine eigenhändigen Schriften hinterlassen; was von ihm auf die Nachwelt gekommen ist, sind lauter Aufzeichnungen seiner Schüler. Eine solche Schrift, die 12 Bücher Homilien, ist ganz verloren gegangen, eine andere, die Unterredungen (Diatriben), ist, wie schon erwähnt, nur theilweise erhalten. Ganz erhalten ist einzig das nachstehende kleine Handbuch (enchiridion Epiktetu), eine Art von »Grundriss« oder Auszug seiner Vorträge für die Schüler der stoischen Lebensweisheit. Nach dem ältesten Kommentar des Simplicius wurde es von Arrian niedergeschrieben, wobei derselbe »das Wichtigste und Nötigste aus allen Vorträgen der Philosophie und was am stärksten auf das Gemüt wirkt aufgesucht hat«.

Gewidmet wurde die kleine Schrift mit einer nicht mehr vorhandenen Zueignung dem Marius Valerius Messalinus, Konsul unter der Regierung des Antoninus Pius.[1]

Und nun lassen wir die ehrwürdige Stimme selber zu uns sprechen und jeden einzelnen Satz von unserem Nachdenken begleitet sein:

1.

Einige Dinge stehen in unserer Macht, andere hingegen nicht.

In unserer Macht sind Urteil, Bestrebung, Begier und Abneigung, mit einem Worte Alles das, was Produkt unseres Willens ist.[2] Nicht in

---

[1] Die erste *gedruckte* Ausgabe erschien in Venedig 1528.

[2] Alles, wobei wir selbst mit unserem Willen tätig sind.

unserer Macht sind unser Leib, Besitz, Ehre, Amt, Alles was nicht unser Werk ist. Was in unserer Macht ist, ist seiner Natur gemäss frei, kann nicht verboten oder verhindert werden, was aber nicht in unserer Macht steht, ist ohnmächtig, knechtisch, kann verwehrt werden, gehört einem Andern zu.

Deshalb bedenke, dass du Hinderung erfahren, in Trauer und Unruhe geraten, ja sogar Götter und Menschen anklagen wirst, wenn du das von Natur dienstbare für frei und das Fremde für dein eigen ansiehst. Hältst du dagegen für dein Eigentum nur was wirklich dein eigen ist und betrachtest das Fremde als fremd, so wird dich Niemand jemals zwingen oder hindern, du wirst Niemanden anklagen oder beschimpfen und nicht das Geringste mit Widerwillen tun, Niemand kann dir schaden, du wirst keinen Feind habe[1] und nichts, was dir schaden könnte, wird dir begegnen.

Willst du nun aber nach so grossartigen Dingen trachten, so bedenke, dass du sie nicht bloss mit mittelmässigem Ernste angreifen, sondern Manches gänzlich aufgeben, Anderes einstweilen hintansetzen musst. Wenn du jene Dinge erstrebst[2], gleichzeitig aber in hohen Ämtern stehen oder reich sein willst, so wirst du wahrscheinlich diese letzteren Güter nur um so weniger erreichen, weil du eben zugleich nach den ersteren

---

[1] Feind des Menschen ist nur der, welcher ihm Schaden zufügt. Die Feinde im gewöhnlichen Sinne sind dem Menschen meistens sehr nützlich und sogar unentbehrlich. Diese Überlegung und Erfahrung erleichtert am meisten das sonst schwere Gebot, sie zu lieben. *Plutarch,* in seinen „Kennzeichen des Fortschritts in der Tugend" führt diesfalls einen Ausspruch des Diogenes an: „Wer Rettung nötig hat, muss entweder einen rechtschaffenen Freund, oder einen heftigen Feind suchen." Unter seinen moralischen Schriften findet sich auch ein eigener Aufsatz über die „Kunst von seinen Feinden Nutzen zu ziehen". Dagegen ist die in Necrologen oft gebrauchte Redensart: „Er hatte keine Feinde", für einen tüchtigen Menschen kein Ruhmestitel.

[2] Hier spricht der Stoiker den Hauptpunkt für die Erlangung alles wahren Lebens aus, nämlich, dass zu der Ergreifung desselben anfänglich ein gewisser Enthusiasmus, oder mit andern Worten ein Glaube gehört, und dass man nicht *zweien Herren* gleichzeitig dienen kann, was selbst die bessern Menschen zu tun pflegen.

Eine berühmte katholische Heilige, Cattarina Fieschi-Adorno von Genua, sagt hierüber: „Könnte der Mensch gleich Anfangs sehen, was Gott den Guten gibt, er würde so eifrig werden, dass er nur von diesen himmlischen Dingen noch hören wollte. Gott will aber, dass der Mensch sich nicht aus Eigennutz zum Guten leiten lasse, sondern durch Glauben zum Gnadenlohne gelange." Der Mensch muss also in seinem Leben früher oder später dazu gelangen, auf *reelle* Güter, die sichtbar sind, zu verzichten, im blossen Vertrauen darauf, dass er dann bessere, ihm zur Zeit aber noch gar nicht recht verständliche, erlangen werde. Das ist der unumgängliche schmale Weg der stoischen Philosophie und des Christentums, der den meisten Menschen als eine vollkommene Thorheit vorkommt.

begehrst. Ganz sicher aber wirst du dasjenige ganz verfehlen, woraus allein Glück und Freiheit entsteht.[1]

Bemühe dich daher, jedem unangenehmen Gedanken damit zu begegnen, dass du sagst: Du bist nicht das, was du zu sein scheinst (etwas Reelles), sondern bloss ein Gedankending (eine Einbildung). Alsdann prüfe nach den von dir angenommenen Grundregeln, besonders nach der ersten, ob es zu den in unserer Macht stehenden Dingen gehöre oder nicht. Gehört es zu den nicht in unserer Macht stehenden, so halte dies Wort bereit: Es berührt mich nicht.

2.

Mache dir klar, dass die Begierde das Erlangen desjenigen verspricht, was man begehrt, die Abneigung aber nicht in das hineingeraten will, was verabscheut wird und dass der, welchen seine Begierde täuscht, unglücklich ist, noch unglücklicher aber der, welcher in das gerät, was er verabscheut.

Wenn du nun blos das verabscheust, was denjenigen Dingen zuwider ist, welche in deiner Macht stehen, so wird dir nichts, was du verabscheuen müsstest, begegnen können. Verabscheust du aber die Krankheit oder den Tod, oder die Armut, so wirst du unglücklich werden. Gestatte dir daher keine Abneigung gegen Alles, was nicht in unserer Macht ist, und lass sie nur gegen das walten, was der Natur der in unserer Macht stehenden Dinge zuwider ist.

Der Begierde aber enthalte dich vorderhand gänzlich. Denn begehrst du etwas, was nicht in unserer Macht ist, so musst du notwendig das Glück vermissen, von dem aber was in unserer Macht ist und was zu begehren sich ziemt, weisst du einstweilen noch nichts.[2] Bei allem Begehren und Verabscheuen wende dich nur sanft und gelassen ab und zu.

3.

Bei allen erfreulichen, nützlichen und daher von dir geliebten Dingen unterlass nie dir klar zu machen, wie sie beschaffen sind und fange hierbei bei den kleinsten Gütern an. Siehst du einen Krug, so sage dir, dass du einen Krug siehst, dann wirst du nicht in Unruhe geraten, wenn er bricht. Umarmst du dein Kind oder Weib, so sage dir,

---

[1] Nämlich die stete Seelenruhe, das höchste Gut der Stoiker.

[2] Als Lernender. Der richtige Gedanke liegt hier verborgen, dass der Anfang des Besserwerdens immer darin besteht, seinen *Willen*, das Einzige was der Mensch wirklich besitzt, zu befreien, beziehungsweise in den Dienst Dessen, dem man dienen will, zu stellen. Eine berühmte Heilige des 15. Jahrhunderts sagt daher geradezu: „Aller eigene Wille ist Sünde."

dass du einen Menschen küssest, so wirst du nicht unruhig werden, wenn er stirbt.

4.

Beginnst du irgend ein Werk, so bedenke genau, von welcher Art es sei. Willst du baden gehen, so erwäge zuvor bei dir selbst, was sich alles im Bade zu ereignen pflegt, dass Einige sich herausdrängen, andere ungestüm hineinstürzen, Einige schimpfen, Andere stehlen. Daher wirst du mit grösserer Sicherheit die Sache aufnehmen, wenn du dir von vorne herein sagst: »Ich will baden und dabei meine vernunftgemässen Entschlüsse behaupten.« [1]

So verfahre bei jedem Werke. Dann hast du, wenn sich während des Badens irgend etwas Hinderndes erreignet, sogleich den Gedanken bei der Hand: »Nicht bloss dieses (baden z. B.) wollte ich, sondern auch meinen freien Willen und Charakter bewahren. Ich würde ihn aber nicht behaupten, wenn ich über das, was hier vorgeht, ungehalten sein wollte.«

5.

Nicht die Dinge selbst, sondern die Meinungen über dieselben beunruhigen die Menschen. So ist der Tod an und für sich nichts Schreckliches, sonst wäre er auch dem Sokrates so vorgekommen, vielmehr ist die vorgefasste Meinung von ihm, dass er etwas Schreckliches sei, das Schreckhafte. Wir wollen daher, wenn wir von etwas gehindert, beunruhigt oder betrübt werden, niemals Andere anklagen, sondern uns selber, nämlich unsere Meinung davon. Seines Unglücks wegen Andere anklagen ist die Art der Ungebildeten, sich selbst die der Anfänger, weder andere, noch sich die der Gebildeten und vollständig Erzogenen.

6.

Sei nicht stolz auf einen Vorzug, der nicht dein eigen ist. Wenn ein Pferd in stolzer Selbsterhebung sagen würde: »ich bin schön«, so wäre dies erträglich, wenn du aber mit Stolz sprächest: »ich habe ein schönes Pferd«, so bist du stolz auf des Pferdes Vorzug. Was gehört dir dabei? Die Denkungsart. Mit Recht wirst du *dann* stolz sein können, wenn du *darin* richtig handelst, denn dann bist du auf eine gute Eigenschaft stolz, die wirklich dir angehört.[2]

---

[1] Diese Regel wäre jetzt ganz besonders bei dem Reisen sehr anwendbar.

[2] Dieser Stolz auf einen äussern zufälligen Besitz ist in der Tat das charakteristische Merkmal aller zu wenig gebildeten Menschen und muss der Jugend *gründlich* bei ihrer Erziehung benommen werden. Es ist überhaupt eine sehr richtige Bemerkung eines geistreichen zeitgenössischen Geistlichen (Zündel), dass „Vornehmheit“, ja sogar schon der äusserlichste Schein derselben, ein schöner Anzug, leicht einen „ver-

7.

Wie du auf einer Seereise, wenn das Schiff zeitweise in einem Hafen vor Anker liegt und du aussteigst, um Wasser zu holen, auf dem Wege etwa auch ein Muschelchen oder ein Zwiebelchen auflesen magst, dabei aber stets deine Gedanken auf das Schiff gerichtet haben und fortwährend zurückschauen musst, ob nicht etwa der Steuermann rufe, und wenn er ruft, Alles verlassen musst, um nicht sonst wie die Schafe gebunden (gleich einem ungehorsamen oder entlaufenen Sklaven) in das Schiff geworfen zu werden, so magst du auch im Leben, wofern dir ein Frauchen oder Kindchen gegeben ist, dich daran freuen; wenn aber der Steuermann ruft, so eile zum Schiffe, verlass Alles, schaue dich nach nichts um.

Bist du schon ein Greis, so entferne dich überhaupt nie mehr weit vom Schiffe, damit du nicht zurückbleibest, wenn der Steuermann ruft.

8.

Begehre nicht, dass die Sachen in der Welt gehen wie du es willst, sondern wünsche vielmehr, dass Alles, was geschieht, so geschehe, wie es geschieht, dann wirst du glücklich sein.[1]

---

dummenden" Einfluss ausübe. Daher ist auch der *Umgang* mit niedriger Stehenden, mit dem Volke überhaupt, dem geistigen Leben, als Ganzes genommen, förderlicher, als eine kastenartige Isolirung auf eine besondere, sogenannte „Gesellschaft". Er öffnet gewissermassen die Verschlossenheit und Beschränktheit des eigenen Geistes, und wie er von vornherein durch eine gewisse Weitherzigkeit bedingt ist, so schützt er den Geist vor *Verarmung an Ideen*, die in kleineren Zirkeln mit Sicherheit, wenn nicht in der ersten, so doch in späteren Generationen eintritt.

In neuerer Zeit ist durch die allgemeine Militärdienstpflicht eine direktere Näherung der Klassen eingetreten, die auf die oberen sehr günstig eingewirkt hat und auf der z. B. die Popularität des Königtums jetzt sehr wesentlich beruht.

[1] Das ist die volle *stoische Ergebung*, die aber ohne einen religiösen Hintergrund sich nur in bevorzugten Fällen vor Stumpfheit des Gefühls wird schützen können. Im zu erstrebenden *Resultate* kommt sie der christlicheu gleich, aber nicht in dem Wege dazu. Der Unterschied zwischen *Christentum* und *Stoizismus*, den zwei einzigen Lebensanschauungen, die dem *Ernste* des Lebens wirklich entsprechen, besteht mit kurzen Worten gesagt darin, dass der letztere den Versuch macht, die Leiden des Lebens zu *läugnen* und jedenfalls durch eine überlegene Geisteskraft zu verachten, das erstere sie hingegen in ihrer vollen Realität als vorhanden *anerkennt*, aber eine Kraft und ein höheres inneres Glück verspricht, das sie erträglich, ja sogar bedeutungslos macht. Ueberhaupt ist nicht irgend etwas Individuelles die Hauptfrage bei dem Christentum, sondern der Sieg eines geistigen Reiches, das gegründet werden soll, das Glück des Einzelnen erscheint als eine kleine Sache in diesem grossen Werk und muss geopfert werden können. Der *Buddhismus*, der mitunter noch diesen beiden Heilswegen an die Seite gestellt zu werden pflegt, lehrt einfach die bittere Notwendigkeit ertragen und passiv auf ein sicher herankommendes *Ende* aller Schmerzempfindungen *hoffen*, statt sie schon im Leben innerlich zu überwinden. *Ehrwürdig in ihrer Art* sind alle Menschen,

9.

So ist Krankheit ein Hindernis des Körpers, nicht des Willens, insofern dieser sie nicht selbst dazu macht. Hinken ist ein Hindernis des Beines, nicht des Willens. Sage dir das bei Allem, was sich für dich ereignet, so wirst du finden, dass die Ereignisse stets etwas Anderes als dich hindern.

10.

Bei allen Ereignissen besinne dich, in dir forschend, welche Kraft du gegen dieselben besitzest. Siehst du eine schöne Person, so wirst du die Enthaltsamkeit als Kraft gegen sie bei dir finden; kommt dir mühsame Arbeit auf den Hals, Ausdauer; wenn dir Schmach zu teil wird, Geduld; nie werden dich, wenn du dich so gewöhnst, die Vorstellungen hinreissen.

11.

Sprich nie von einer Sache: Ich habe sie verloren, sondern ich habe sie zurückgegeben. Dein Söhnlein ist gestorben, es ist zurückgegeben. Dein Gut ist dir entrissen worden, auch dies ist zurückgegeben. Wohl ist der ein Bösewicht, der es dir entreisst; was liegt dir aber daran, durch wen es der Geber zurückfordern will? Solange er es dir zum Besitz überlassen hat, besitze es als ein fremdes Gut, wie ein vorüberreisender Wanderer seine Herberge.

12.

Willst du rechte Fortschritte in der Weisheit machen, so beseitige in dir folgende unrichtige Gedanken: »Wenn ich mein Eigentum sorglos behandle, werde ich keinen Lebensunterhalt mehr haben; wenn ich meinen Sohn nicht strafe, so wird er ein Bösewicht werden«. Besser ist es ohne

---

die auf einem dieser Wege sich und der Menschheit einen Ausweg aus dem *Pessimismus,* oder der blossen *Gedankenlosigkeit* eröffnet haben. Das sind eigentlich die fünf Wege, auf denen die Menschheit seit jeher wandelt und leider ist der letztgenannte der bevorzugteste. Das *Judentum* nennen wir dabei nicht, weil wir es als die natürliche historische Wurzel des Christentums mit Ehrfurcht und Zuneigung betrachten, und glauben, dass es seine gewaltsam unterbrochene Entwicklung noch nachholen wird. Der schöne Vers des Grafen Zinzendorf „doch Sem wir haben dich auch lieb und säh'n dich gerne leben“ drückt diesen Gedanken aus, der jetzt mitunter einer sonderbaren, namentlich vom christlichen Standpunkte unmotivirten, Feindschaft Platz gemacht hat. Eben so schlimm als ein unrichtiger Weg ist ein blos halb gegangener. Vgl. Bengel Apophthegmata ad Ezech. 15 und Joh. 15: „Wer ein rechtschaffener Christ ist und bleibt, ist sehr nützlich, wie das Rebholz den Menschen grossen Nutzen bringt. Wenn aber ein Christ wieder in die Welt geht, so ist er auch in zeitlichen Geschäften nicht zu gebrauchen, ebenso wie das Rebholz ausser am Rebstock zu nichts nütze ist, als zum Verbrennen.“

Furcht und Kummer sterben, als mit unruhigem Gemüt in allem Überflusse leben; besser, dass der Junge ein Bösewicht werde, als dass du unglücklich seiest[1].

Frage deshalb bei dem Kleinsten an. Es wird dir Öl verschüttet, man stiehlt dir Wein, sprich dabei: »So teuer kauft man Leidenschafts-

---

[1] Hier kommt der *philosophische Egoismus* zutage, der dieser stoischen Ansicht anhängt. Wir leben nicht für uns allein, auch nicht einmal für unsere eigene Vervollkommnung und eine solche ist überdies gar nicht möglich ohne Sorge für Andere. Der ganzen Philosophie des Altertums liegt überhaupt immer die Frage zu Grunde, wie ist der höchste Grad von *Glück* für mich in diesem Leben zu finden. Die Frage nach der höchsten individuellen *Ausbildung* liegt ihr schon etwas ferner und kommt eigentlich bloss als Mittel zum Glück in Betrachtung. Ganz fern ab liegt der christliche Gedanke, dass es eigentlich gar nicht auf ein individuelles Glück, ja selbst nicht einmal auf Vervollkommnung in erster Linie ankomme, sondern auf Fruchtbringen, Arbeitsleistung an einem geistigen Reiche, welches von dem Reiche dieser Welt und seinen Gütern verschieden sei und dass dies nur durch eine Veränderung der ganzen inneren Natur des Menschen geschehen könne, die auch nicht eigenes Werk sei.

Der antike Philosoph hingegen macht alles *selbst* aus sich, durch Aneignung vernünftiger Prinzipien und sodann beständige Uebung darin. Daher ist sein Glück auch mehr ein negatives, bestehend in der möglichsten subjektiven Herabminderung der mit dem menschlichen Leben nothwendig verbundenen Uebel, keineswegs in dem grossen *aktiven* Glücksgefühl, welches allein in der Teilnahme an einem grossen Werke gefunden wird und neben welchem alle zweifellos vorhandenen Leiden der Welt als etwas *Unbedeutendes* erscheinen. (Brief an die Hebräer, Kap. XI.) Auch seine Demut ist daher ein kaum versteckter Stolz, der allerdings die *kleinere* Eitelkeit überwindet, dennoch aber auf den Nebenmenschen nicht immer angenehm wirkt. Die beiden Verteidigungsreden des Socrates sind ein sprechendes Beispiel dafür. Daher fängt die Lehre des Christentums mit der Forderung an: „Aendert Euren Sinn und glaubet an eine, ausser Euch liegende, historische, frohe Botschaft (Markus I. 15), die Euch zu einem Glücke beruft und fähig macht, bei welchem die Leiden des täglichen Lebens nicht mehr in Betracht kommen". Man muss überhaupt niemals übersehen, dass nach der Grundansicht des Christentums das Heil nicht auf irgend einer *Lehre,* sondern auf gewissen, ein für alle Male geschehenen und festgestellten *geschichtlichen Tatsachen* beruht. Vgl. hiefür z. B.: Ev. Joh. XI 25—27, VI 47, I Cor. XV 17, I Joh. V 5, Ap. Gesch. XVI 31. Jede Religionsauffassung, die nicht auf Tatsachen beruht, ist überhaupt eigentlich Philosophie, etwas von dem Menschen selbst Konstruirtes, das angenommen werden kann oder auch nicht, und im letztern Falle für den nicht Annehmenden gar nicht existirt. Tatsachen, geschichtliche Ereignisse hingegen existiren, ob man sie acceptire oder nicht.

Die *moderne Philosophie* sucht weniger das Glück, als die *Macht.* Sie will einen Schlüssel (wo nicht gar einen Dietrich, wie ein moderner Literar-Historiker sich ausdrückt) finden, der rascher als gewöhnlich zum Verständnis und Wissen aller Dinge führt, auf dem die Macht beruht. Da sich die abstracte Philosophie darin bisher als täuschend erwies, so wird dieser Schlüssel jetzt in den Naturwissenschaften und der Statistik gesucht. In der Philosophie *Trost* und *Hoffnung* zu suchen, das erklären einige jetzige Hauptvertreter derselben, z. B. Hartmann, als fruchtlos.

losigkeit, so teuer Gemütsruhe[1]. Umsonst bekommt man nichts. Wenn du deinen Diener rufst, so stelle dir zugleich vor, er könne es nicht gehört haben, oder er könne, wenn er es hörte, nicht tun, was du wünschest. Aber (sagst du) das schickt sich nicht für ihn. (Es mag sein.) Für dich aber schickt es sich, dich nicht von ihm ärgern zu lassen.

13.

Wenn du in der Weisheit gehörig vorwärts kommen willst, so ertrage es geduldig, wegen äusserer Dinge für unverständig oder dumm gehalten zu werden. Wolle nicht erscheinen, als wüsstest du etwas, und selbst wenn du Andern etwas zu sein scheinst, so misstraue dir selbst. Denn es ist, das musst du wissen, nicht leicht zugleich den inneren Vorsatz und die äusseren Dinge festzuhalten, vielmehr notwendig, dass der, welcher das Eine davon eifrig betreibt, das Andere darüber vernachlässigen muss.

14.

Du bist ein Narr, wenn du willst, dass deine Kinder, dein Weib, deine Freunde ewig leben, denn du willst etwas, das nicht in deiner Macht steht, in der Gewalt haben und etwas Fremdes zu eigen. Ebenso bist du ein Narr, wenn du verlangst, dass dein Knabe keine Fehler begehe. Damit willst du, dass Fehler nicht Fehler seien, sondern etwas Anderes. Dagegen kannst du das Ziel erreichen, dass dir nichts fehlschlägt, wenn du nämlich nur tust, was du vermagst.

Ein Herr über alles ist, wer das, was er will oder nicht will, erreichen oder vermeiden kann. Wer frei sein will, muss nichts begehren und nichts fürchten, was in eines Andern Macht steht, andernfalls ist er dessen Knecht.[2]

15.

Bedenke das, du musst dich im Leben wie bei einem Gastmahle verhalten. Wird etwas herumgeboten und kommt es zu dir, strecke die Hand aus und nimm ein bescheidenes Teil davon. Es kommt etwas, das du gern hättest, einstweilen noch nicht zu dir, richte dein Begehren nicht weiter darauf, sondern warte bis es an dich gelangt. Verhalte dich so in Hinsicht auf Kinder, Weib, Ehrenstellen, Reichtum, dann wirst du einst ein würdiger Gast der Götter sein.

Wenn du aber auch von dem dir Angebotenen nichts nimmst, sondern

---

[1] „Apatheia“ und „ataraxia“. Daraus folgt das Schiboleth der Stoiker, in das sie ihre sämtlichen Grundsätze zusammenzufassen pflegten: „sustine et abstine“, ertrage und entsage.

[2] Die absolute Freiheit besteht darin, nur Gott und Niemand sonst zu dienen. „Deo servire libertas.“

gleichgültig darüber wegsiehst, dann wirst du nicht bloss Gast, sondern Mitregent der Götter sein. Durch diese Art zu handeln verdienten Diogenes, Herakleitos und Ähnliche wirklich den Namen der Göttlichen, der ihnen gegeben ward.

16.

Siehst du Jemand in Trauer, weil sein Sohn in die Ferne gereist ist, oder weil er sein Vermögen verlor, so lass dich nicht zu der eigenen Einbildung hinreissen, dass dieser Mensch durch den Verlust dieser äussern Dinge unglücklich sei, sondern halte dich bereit, bei dir zu sprechen: »Nicht dieser Unfall beschwert ihn (denn manche Andere würden ja davon nicht geplagt werden), sondern die Vorstellung, die er davon hat. Säume nicht, durch vernünftige Gespräche ihn zu heilen, auch wohl, wenn es sein muss, mit ihm zu weinen. Nur hüte dich, dass du nicht in deinem Innern mitseufzest.

17.

Bedenke das, du bist in einem Drama der Inhaber einer bestimmten Rolle, welche der Dichter *durch dich* ausführen will. Ist sie kurz, so spielst du eine kurze, ist sie lang, eine lange Rolle. Will er, dass du einen Armen vorstellest, so spiele ihn gut, ebenso einen Lahmen, oder eine obrigkeitliche Person, oder einen gewöhnlichen Bürger. Denn das ist *deine* Sache, die Rolle, die dir übertragen ist, gut zu spielen, sie zu wählen ist Sache eines Andern.

18.

Wenn dir ein Rabe Unheil krächzt, so lass dich nicht von der Vorstellung davon beunruhigen, sondern unterscheide und stelle bei dir sogleich fest: *Mir* wird nichts angedeutet, sondern meinem hinfälligen Leibe, oder meinem bischen Vermögen, oder dann wieder meiner Ehre, oder meinen Kindern, oder meinem Weibe. Mir wird, wenn ich es so will, lauter Glück geweissagt, denn was sich auch ereignen wird, es steht in meiner Macht, daraus Vortheil zu ziehen.[1]

19.

Du kannst unüberwindlich sein, wenn du keinen Kampf unternimmst, in welchem du nicht siegen kannst. Hüte dich, dass du nicht, wenn du einen sehr geehrten, oder sehr mächtigen, oder sonst in hohem Ansehen stehenden Mann siehst, von deiner Vorstellung hingerissen, ihn (mit Neid) für glücklich schätzest. Da alle wahren Güter in Dingen bestehen, die in

---

[1] Cattarina von Siena schreibt in ähnlicher Weise: „Dem Tapfern sind Glück und Unglück wie seine rechte und linke Hand, er gebraucht sie beide.“

unserer Macht sind, so haben Neid und Eifersucht keinen Sinn. Du willst doch nicht Feldherr, nicht Magistrat, nicht Konsul sein, sondern frei. Der Weg zur Freiheit aber ist Verachtung aller Dinge, die nicht in unserer Macht stehen.

20.

Erwäge, dass nicht der dich misshandelt, welcher dich lästert oder schlägt, sondern deine Vorstellung, dass dies eine Schande sei. Macht dich jemand böse, so reizt dich nur deine eigene Vorstellung. Bemühe dich also vor allem, nie im Augenblicke von ihr hingerissen zu werden, später wenn du einmal Zeit zur Überlegung gehabt hast, wirst du dich schon beherrschen können[1].

21.

Lass dir täglich Tod, Verbannung und Alles was sonst furchtbar erscheinen mag, vor Augen sein, so wirst du nie niedrig denken, oder allzu heftig begehren.

22.

Wenn du die Weisheit lernen willst, so musst du darauf gefasst sein, dass man dich auslachen wird, und dass viele spottend sagen werden: Der kommt ja plötzlich als ein Philosoph daher, warum *für uns* (die wir ihn doch von Jugend auf kennen) diese hohen Augenbraunen?

Mache du überhaupt keine stolze Miene, halte aber an dem, was du als das Beste erkannt hast, so fest, als ob du von Gott auf diesen Posten kommandirt seiest und glaube, dass, wenn du fest auf demselben beharrst, die, welche dich früher verlachten, dich später bewundern werden[2]. Gibst du ihnen aber nach, so werden sie dich doppelt verlachen.

---

[1] Dies ist sehr wahr. Lass den Hass im *Moment der Beleidigung* nicht in die Seele sich eindrängen, nachher wird es leicht, ihn zu überwinden. Ist er aber einmal darin, so kostet es Mühe, ihn wieder auszurotten. Ueberhaupt wird jeder einigermassen lebenserfahrene Mensch beifügen können, dass sogenannte „Feinde“ lange nicht so schädlich (auch Freunde nicht so nützlich) sind, als man im ersten Augenblick der Erregung durch sie leicht anzunehmen geneigt ist. Sie sind meistens bloss Werkzeuge, wo sie glauben, selbsttätig zu handeln und können von ihren Absichten nur einen geringen Teil ausführen, wenn ihr Hass nicht von dir erwiedert wird.

[2] Gerade in dem lauten Tadel und Spott liegt oft nur die Absicht, sich selbst gegen eine innere Bewegung sicher zu stellen. Jugendgenossen wird es immer schwer, den Unterschied, der sich oft erst im spätern Lebensalter herausstellt, anzunehmen.

Bunyan's Pilgerreise stellt dieses doppelte Verlachen, zuerst über den Versuch, sich zu bessern, später über die eingetretene Mutlosigkeit in der Figur des „Gefügig“ im 2. Kapitel sehr ergötzlich und lebenswahr dar.

23.

Sollte es dir begegnen, dass du dich einmal von dir selbst nach aussen wendest uud der Welt gefallen willst, so hast du deinen richtigen Zustand verloren. Begnüge du dich, immer ein Philosoph zu *sein* und willst du es auch jemand scheinen, so scheine es dir selbst, das ist genug.

(Schluss folgt.)

Präparationen für den Unterricht in der Optik.

Von *Paul Conrad* von Davos (z. Zt. Sekundarlehrer in Eisenach).

(Fortsetzung.)

Nun haben wir aber gesehen, dass der Photograph seinen Apparat vor jeder Aufnahme so stellen muss, dass die Bilder genau auf die Platte fallen. Die Entfernung der Bilder von der Linse richtet sich ja nach dem Abstand zwischen Linse und Gegenstand, sie nimmt ab mit dem Wachsen dieses und umgekehrt. Bei der Linse des Auges kann es nicht anders sein. Die Bilder naher Gegenstände sind mehr, die entfernter weniger weit hinter der Linse. Wenn demnach diese auf die Netzhaut fallen, entstehen jene erst hinter derselben. Das deutliche Sehen tritt aber nur dann ein, wenn sich der Gegenstand genau auf der Netzhaut, nicht vor und nicht hinter derselben, abbildet. Da aber die Netzhaut ihre Lage nicht nach der Entfernung verändern kann, wie wir bei unsern Versuchen das Blatt Papier oder wie die Photographen ihre dunkle Kammer verschieben können, so müsste man glauben, es wären nur Gegenstände in einer bestimmten Entfernung deutlich sichtbar, alle übrigen aber verschwommen, weil ihre Bilder bei grösserer Entfernung vor, bei geringerer hinter der Netzhaut entständen. In Wirklichkeit ist es aber bei dem Normalsichtigen nicht so. Er kann Gegenstände in den verschiedensten Entfernungen deutlich wahrnehmen.

Ein Versuch wird uns das Rätsel lösen. Eine Glaslinse vertritt uns die Krystalllinse des Auges, ein Schirm von weisser Pappe die Netzhaut und eine Kerzenflamme den Gegenstand. Wir bringen diese drei: Linse, Schirm und Flamme in eine solche Stellung zu einander, dass auf dem Schirm ein umgekehrtes, verkleinertes, aber deutliches Bild der Flamme entsteht. Entfernen wir nun die Kerze weiter, so wissen wir schon, dass das Bild sich der Linse nähert; das Bild auf dem Schirm ist kaum noch zu erkennen. Sofort würde es jedoch wieder deutlich erscheinen, wenn wir die Papptafel näher an die Linse brächten; dies geht aber nicht an, da ja auch die Netzhaut ihre Stellung nicht verändert. Wir versuchen

es durch Wechseln der Linsen; wir ersetzen die eben gebrauchte durch eine flachere Linse und wirklich ist bei derselben Entfernung ein deutliches Bild auf dem Schirm sichtbar.

In ähnlicher Weise wird das Bild näherer Gegenstände durch eine Linse von stärkerer Wölbung nach vorn gerückt, so dass es sich ebenso auf dem Schirm zeigt, was wir auch durch den Versuch beweisen. Hätten wir demnach eine genügende Anzahl von Linsen, *eine* stets etwas mehr gewölbt, als die vorhergehende, so könnten wir bei völlig feststehendem Schirm und Linsenstativ von Gegenständen in allen beliebigen Entfernungen deutliche Bilder auf dem Schirm erzeugen.

Unser Auge hat nun freilich nicht einen solchen Vorrat von Linsen; aber die eine, welche es besitzt, ist in hohem Grade elastisch, wovon wir uns bei einem frischen Rindsauge überzeugen können. Sie kann sich also bald mehr, bald weniger wölben und wird dieses thun, je nach der Entfernung der zu betrachtenden Gegenstände; bei nahen Gegenständen wird sie sich mehr wölben, weil die Bilder sonst hinter, bei entfernten weniger wölben, da sonst die Bilder vor die Netzhaut fielen. So ist es auch in der Tat.

Sie passt sich in ihrer Wölbung genau der Entfernung an und erzeugt so stets deutliche Bilder auf der Netzhaut (Accomodationsvermögen).[1]

Damit ist das Sehen an und für sich genügend erklärt und wir kommen nun auf die *Kurzsichtigkeit* und *Weitsichtigkeit* zurück.

Wir wissen, dass bei Weitsichtigen nur von entfernten Gegenständen deutliche Bilder auf der Netzhaut entstehen, da ihnen ja nahe Dinge ohne Brille nicht oder nur undeutlich erscheinen. Von diesen müssen demnach die Bilder entweder vor oder hinter die Netzhaut fallen; welches von beiden, finden wir, wenn wir uns erinnern, dass bei Annäherung des Gegenstandes an die Linse das Bild sich entfernte, dass es hinter den Schirm fiel, der uns die Netzhaut darstellte. So wird es wohl auch beim weitsichtigen Auge sein. Das normalsichtige Auge, so haben wir gelernt, würde beim Näherrücken des Gegenstandes seine Linse mehr wölben, um so immer das Bild auf der Netzhaut zu erhalten; dem weitsichtigen wird eben diese Fähigkeit fehlen. Die Linse kann sich für nahe Gegenstände nicht mehr genügend wölben, deren Bilder entstehen folglich erst hinter der Netzhaut.

---

[1] Auf den immerhin etwas komplizirten Bewegungsmechanismus, der im *Strahlenkörper, Strahlenblättchen* und in der *Elastizität* der Linse begründet ist, näher einzugehen, rate ich auf dieser Stufe deshalb nicht, weil mit unbewaffnetem Auge doch keine genügende Anschauung dieser Verhältnisse möglich ist.

Die Strahlen sind also nach dem Durchgang durch die Linse zu wenig konvergent. Ob diese Auffassung die richtige ist, sagt uns die Brille eines Weitsichtigen selber. Wir sehen hier, dass ihre Gläser nichts anderes als Konvexlinsen sind, wie wir sie schon lange kennen. Beim Durchgang durch dieselben werden die Strahlen schon einander zugebrochen, die Linse des Auges wirkt in demselben Sinne, und so sind sie offenbar nach dem Austritt aus letzterer konvergenter, als beim Fehlen des Glases, treffen demnach auch eher zum Bilde zusammen, nicht *hinter,* sondern *auf* der Netzhaut. Die Linse der Brille und diejenige des Auges haben demnach dieselbe Wirkung, wie bloss *eine,* aber mehr gewölbte Linse.

Die Ursache der Weitsichtigkeit kann keine andere sein, als dass die Linse im Alter ihre Elastizität zum Teil einbüsst und sich so nicht mehr erheblich zu wölben vermag, wie ja auch die übrigen Körperteile mehr oder weniger schlaff werden.

Umgekehrt verhält es sich bei dem Kurzsichtigen. Wir haben schon gesehen, dass dieser nahe Gegenstände deutlich sieht auch ohne Brille; es müssen demnach von diesen Gegenständen die Bilder ohne weitere Veranstaltungen auf die Netzhaut fallen, nicht aber von entfernten; denn diese sieht das unbewaffnete Auge des Kurzsichtigen entweder nicht oder doch undeutlich. Da nun mit der zunehmenden Entfernung des Gegenstandes das Bild der Linse näher rückt, wenn nicht eine entsprechende Abflachung letzterer damit Hand in Hand geht, so liegt der Schluss nahe, dass die Bilder entfernter Gegenstände beim Kurzsichtigen *vor* die Netzhaut fallen; die Ursache kann keine andere sein, als die für grössere Entfernungen zu starke Wölbung, der Mangel einer genügenden Abflachung der Linse. In dieser Annahme werden wir bestärkt durch die Erfahrung, dass namentlich solche Leute kurzsichtig werden, die ihr Beruf zum öftern und längern genauen Betrachten naher Gegenstände zwingt, wie Studirende, Näherinnen etc.

Dadurch muss sich die Linse fortwährend stark wölben, damit das Bild auf die Netzhaut falle, und verliert nach und nach die Fähigkeit, sich wieder genügend abzuflachen für entfernte Dinge, so dass deren Bilder vor die Netzhaut fallen. Die Strahlen, welche das Bild erzeugen, fallen also nach dem Durchgang durch die Linse zu sehr zusammen, die Linse hat sie zu sehr gebrochen, was durch die Brille wieder aufgehoben werden muss. Es verhält sich demnach gerade umgekehrt, wie beim Weitsichtigen. Folglich müssen wohl auch die Brillengläser eine entgegengesetzte Beschaffenheit haben; sie dürfen sich nicht vom Rande nach der Mitte, sondern von der Mitte nach dem Rande zu verdicken. Der Herr Pfarrer hat mir zu dieser Besprechung seine Brille gütigst überlassen und da finden wir, dass die Gläser wirklich *hohle Linsen* darstellen.

Deren Verhalten zum Lichte kennen wir noch nicht, können es uns aber leicht denken, wenn wir uns des Prismas erinnern und bedenken, dass diese hohle Linse nichts ist als eine Zusammensetzung vieler Prismen, deren brechende Kanten in der Mitte liegen. Danach sehen wir sofort ein, dass parallel eintretende Strahlen auch eine umgekehrte Brechung erfahren müssen, wie bei der bisher bekannten erhabenen Linse; sie werden nach aussen gebrochen und entfernen sich je weiter, desto mehr von einander, sie divergiren.

Wir überzeugen uns davon durch einen ähnlichen Versuch wie bei der Konvexlinse: Wir lassen die Sonnenstrahlen parallel mit der Achse auf die Linse fallen und halten hinter dieselbe einen Schirm; auf diesem erscheint uns ein heller kreisrunder Fleck, welcher bedeutend grösser ist, als die Linse und in dem Masse wächst, als wir den Schirm entfernen; die Strahlen können danach nur die schon gekennzeichnete Brechung erfahren, wie sie auch die Konstruktion (Figur 9) zeigt. Sie können sich folglich auch nie zu einem Bilde vereinigen wie bei der Konvexlinse.

Durch eine solche Linse nun müssen die Lichtstrahlen, bevor sie die konvexe Linse des Auges treffen; die parallelen Strahlen werden dadurch divergent und die Linse des Auges vermag sie erst weiter hinten, auf der Netzhaut, zu vereinigen; mit andern Worten: die Konkavlinse der Brille wirkt gerade im entgegengesetzten Sinn wie die konvexe des Auges, weshalb die zu grosse Brechung der letzteren verringert wird, so dass sie das Bild wirklich auf die Netzhaut zu werfen vermag. Nach dem Grade der Kurzsichtigkeit muss sich natürlich auch die Linse richten.[1]

Assoziation b.

1. Ausführliche Beschreibung des Auges in systematischer Ordnung mit Hinzufügung der Bedeutung der verschiedenen Teile für das Sehen.
2. Vergleichung zwischen Auge und dunkler Kammer.
3. Vergleichung von Kurzsichtigkeit und Weitsichtigkeit nach Wesen, Ursache, Brille.
4. Vergleichung der Konvex- und Konkavlinse nach Beschaffenheit (Zurückführung auf das Prisma), Lichtbrechung und Bildern, so weit die bisherige Behandlung reicht.

System b. Das Gelernte wird in wenigen Sätzen zusammengefasst,

[1] Hieran schliessen sich naturgemäss Belehrungen über die Pflege des Auges überhaupt und namentlich in Bezug auf die Kurzsichtigkeit. Vergl. darüber z. B. Prof. Dr. Bock, Über die Pflege der körperlichen und geistigen Gesundheit des Schulkindes. Leipzig, Verlag von Ernst Keil.

wie es in den früheren Einheiten geschehen und wie es nachfolgende, in das Systemheft aufzunehmenden Stichwörter andeuten.

Das Auge.

1. *Brechung des Lichts durch konkave Linsen* von der Achse hinweg — *Zerstreuungslinse.*
2. *Einrichtung des Auges: Sehnenhaut* oder *harte Haut* (weiss und undurchsichtig) und *Hornhaut* (mehr gewölbt und durchsichtig), *Aderhaut* (schwarzer Farbstoff und Blutgef.) und *Regenbogenhaut* (eben, schwarz, braun, blau etc.) mit *Pupille* oder *Sehloch* oder Augenstern (kreisförmige Öffnung, weiter und enger je nach der Beleuchtung [1]), *Netzhaut* mit Sehpurpur (Ausbreitung des Sehnerven), *vordere Augenkammer* mit *Augenwasser* (zwischen Hornhaut und Regenbogenhaut), *hintere Augenkammer* mit *Glaskörper* (durchsichtig und schleimig) und *Kristalllinse* (durchsichtig, konvex, elastisch, in einer tellerförmigen Vertiefung des Glaskörpers hinter dem Sehloch).
3. *Das Sehen*: Entstehung *umgekehrter, verkleinerter Bilder* auf der *Netzhaut* in Folge Brechung der Lichtstrahlen durch die Linse, *Veränderung des Sehpurpurs* und *Fortpflanzung des Reizes* durch den *Sehnerven* nach dem *Gehirn; stärkere Wölbung* der Linse bei *nahen, geringere* bei *entfernten* Gegenständen, damit die Bilder immer auf der Netzhaut entstehen *(Akkomodationsvermögen).*
4. *Kurzsichtigkeit*: Bilder *entfernter Gegenstände vor* der Netzhaut, weil die Linse zu starke Wölbung, daher die Gegenstände undeutlich oder nicht wahrnehmbar, deshalb *Brille mit konkaven Gläsern.* Ursache, Verhaltungsmassregeln, um dieser Krankheit vorzubeugen.
5. *Weitsichtigkeit*: Bilder *naher Gegenstände hinter* der Netzhaut, weil die Linse zu flach, daher Gegenstände undeutlich oder nicht sichtbar, deshalb *Brille mit konvexen Gläsern.* Ursache.
6. *Aufrechtsehen der Gegenstände* [2]: Verfolgung der Strahlen nach ihrem Ausgangspunkt, Bewegung der Augen, Tastsinn.
7. Sehen von *Körpern:* Verschiedenheit der Bilder in den beiden Augen und Stereoskop.
8. *Dauer des Lichteindrucks:* Blitz, feurige Kohle — Nachbilder.
9. *Grösse der Gegenstände:* Scheinbare Grösse abhängig von der Grösse des Netzhautbildchens, daher auch vom Sehwinkel; wirkliche Grösse beurteilt nach der Entfernung und diese nach zwischen liegenden Gegenständen und nach der Helligkeit. *Optische Täuschungen:* Zu-

[1] Nach Behandlung der „Methode".

[2] Dieser und die folgenden Punkte erst nach Behandlung der Methode.

sammenlaufen der Eisenbahnschienen, der Baumreihen bei Alleen, der Strassenränder, verschiedene Grösse und Entfernung von Sonne und Mond bei Auf- und Untergang und zur Zeit ihres höchsten Standes etc.

10. *Krankheiten des Auges: grauer Star* (Undurchsichtigkeit der Linse), Entfernen der Linse, *Starbrille, schwarzer Star* (Unempfindlichkeit der Netzhaut), *unheilbar.*

Methode. Wo ein *Modell des Auges* zur Verfügung steht, ist hier der Ort, dasselbe vorzuweisen und es erklären zu lassen; ebenso verhält es sich mit etwaigen *Modellen zur Veranschaulichung der Wirkung der Brillen* (optisches Auge).

Dann werden die Punkte des Systems vorbereitet, die auf früheren Stufen noch nicht berührt wurden. Es geschieht dies im Anschluss an folgende Fragen:

1. Wir haben gehört, dass das Bild auf der Netzhaut umgekehrt erscheint; trotzdem sehen wir die Gegenstände aufrecht; wie ist dies zu erklären?
2. Obwohl das Netzhautbildchen nicht körperlich ist, erscheinen uns die Gegenstände als Körper; warum? Daran schliesst sich die Aufforderung, das Stereoskop zu erklären.
3. Warum sehen wir den ganzen Weg des Blitzes oder einer glühenden Kohle beleuchtet, da doch elektrischer Funke und Kohle bloss an *einem* Orte zugleich sein können? Hierauf Erklärung der Zoëtrope oder ähnlicher Apparate.
4. Erklärt mir die euch allen schon aufgefallene Erscheinung, dass die Bäume einer Allee in der Ferne zusammenzulaufen scheinen, oder dass eine gerade Strasse, je weiter sie von uns entfernt ist, sich scheinbar desto mehr verengt?
5. Was kann die Blindheit für Ursachen haben? Welche Blindheit ist wohl heilbar, welche nicht?
6. Ihr habt jedenfalls schon beobachtet, dass die Pupille bald eng und bald weit ist; wovon ist dieses abhängig? Sehen der Katzen bei Nacht, Leuchten ihrer Augen.

Zur weiteren Übung reihen sich noch folgende Fragen an:

1. Wie erscheint uns eine schwingende Stimmgabel oder Saite, und warum?
2. Aus welcher Eigenschaft des Auges erklärt sich die Erscheinung der Raketen?
3. Inwiefern kann uns die Farbe der Bekleidung täuschen über die Grösse verschiedener Körperteile?

4, Wie ändern sich scheinbare Grösse und Entfernung der Gegenstände, wenn Schnee liegt?
5. Warum können wir bei einem fernen Walde die einzelnen Bäume nicht unterscheiden?
6. Warum sehen wir nie den Stundenzeiger einer Uhr sich bewegen?
7. Ihr habt vielleicht schon Menschen, jedenfalls Kaninchen gesehen mit *roter* Pupille; worin mag das begründet sein?
8. Wie ist das Schielen zu erklären?
9. Wie können Kurz- und Weitsichtigkeit noch anders verursacht sein, wie oben angegeben? (Länge des Augapfels.)
10. Hängt das scharfe Sehen bei Weit- und Kurzsichtigen auch von der Entfernung der Brille vom Auge ab? In welcher Weise und warum?
11. Wir können nun auch erklären, warum der Kurzsichtige beim Lesen ohne Brille das Buch nahe ans Auge bringt und warum es der Weitsichtige möglichst vom Auge entfernt, nämlich?
12. Wie ist es zu erklären, dass wir im Augenstern eines andern unser Bild sehen?
13. Der Kurzsichtige kann die Brille ersetzen durch ein Papierblättchen mit feiner Öffnung, das er vor das Auge hält; erklären!

(Fortsetzung folgt)

Zeitungsschau.

Die **„Schweizerische Lehrerzeitung“** Nr. 50—52 bringt in einem Artikel »Zur Rechtfertigung« der Herbart-Zillerschen Pädagogik eine Entgegnung auf Prof. Rueggs Kritik der Herbartschen Psychologie.

Im **„Berner Schulblatt“** Nr. 50 und 51 veröffentlicht Lehrer Bichsel einen Aufsatz: »Einiges vom Interesse.« Es ist ein Ruf nach *innerer* Reform der Schule, der auch in diesen Blättern ein Echo finden soll.[1] Es ist zwar ein bequemes und für das pädagogische Gewissen beruhigendes Auskunftsmittel, die unbefriedigenden Resultate des Unterrichts nur auf Rechnung der kurzen Schuldauer zu setzen und alles Heil von der obligatorischen Fortbildungsschule zu erwarten. Aber die Stimmen mehren sich, welche in der blossen Verlängerung des Schulzwanges einen grossen Fortschritt nicht anzuerkennen vermögen und es nicht als einen nennens-

[1] Auf eine andere, zu wenig beachtete Kundgebung, die Schrift „Zur Reform des Lehrplans der Primarschule“ von Dr. Hagmann in St. Gallen, werden wir noch zurückkommen.

werten Gewinn betrachten, wenn das Abwerfen des Schulsackes, das Vergessen des Gelernten nur um ein paar Jahre *hinausgeschoben* wird. Ihr verlangt weitere Opfer von *Staat, Gemeinde, Familie,* sagen sie; gut, euere Forderungen werden gewährt, aber könnt denn *ihr, die Pädagogen,* nicht auch etwas tun zur Sicherung besserer Erfolge? Darauf gibt Herr Bichsel eine Antwort.

»Man fragt, was denn die Schule noch anderes tun könne, als durch die obligatorische Fortbildungsschule das Gelernte vor dem Vergessen schützen und darauf weiter bauen. Sie könnte noch etwas Wichtiges tun, nämlich **Interesse pflanzen.** Aber bei dem Eifer, Inspektion und Jahresexamen gut zu bestehen, bei dem auf uns ausgeübten Druck durch die möglichst grosse Masse von dem Schüler angelernten Bildungsstoffen unsere Leistungsfähigkeit zu konstatiren, wird der Geist überhastet und kommt nicht dazu, selbst zu urteilen und zu wollen. Ein hundertfältiges Nein wischt diese Tatsache nicht weg, eine geistreiche Polemik tut nichts zur Sache; man sehe sich um in der Werkstatt, am Wirtstisch, in der Küche und im Bureau, da ist das Volk.

Sehen wir uns auch um in der Schulstube. Was ist aus dem Anschauungsunterrichte geworden, der die Hauptsache der elementaren Schulung sein soll. Lesen und Schreiben haben ihn erdrückt, *Sprech- und Schreibübungen* werden daraus gemacht; aber angeschaut werden *Buchstaben.* Kommen die Schüler in obere Klassen, so können sie wohl ziemlich geläufig lesen und leidlich orthographisch schreiben, sofern wir überhaupt von einer Orthographie sprechen können; sie haben verschiedene Urteile kennen gelernt; aber anschauen und eigene Aussagen zu bilden haben sie nicht gelernt, wenigstens nicht durch die Schule. Dann steht man vor einer Masse neu zu bewältigenden, d. h. zu lernenden Stoffes und mit Hülfe geistreicher Leitfäden pauckt man die offiziellen Kurse von Geschichte, Geographie und Naturkunde ein, die Enzyklopädie wird fertig, die Bildung ist gerettet.

Sollten wir etwa den Anschauungsunterricht der Elementarschule nachholen? wir haben nicht Zeit dazu; sollten wir sonst noch Anschauungsunterricht betreiben? Warum denn? die Naturkunde ist ja in Büchern zu lesen und mit Leitfäden kommt man allerorts am sichersten zum Ziele. Freilich haben mir die patriotische Wärme und die epische Breite in Zschokkes Schweizergeschichte, die plastischen Schilderungen, die naiven Erzählungen und die kurzen sinnigen Gedichte in Tschudis Lesebuch mehr Anschauung und Belehrung geboten, mehr Enthusiasmus erweckt, als viele methodisch kluge Machenschaften späterer Zeit; aber das ist nicht massgebend. Freilich zeigt es der tägliche Augenschein, dass unsere Schüler ausser den Schulstunden, wenn nicht durch Aufgaben genötigt, nur selten

mit einem Gedanken den Inhalt des erhaltenen Unterrichts streifen, selten an Winterabenden ihren Hausgenossen Geschichten erzählen, Landschaften oder Städte oder das Leben des Urwaldes schildern; oder Fragen über Schulsachen stellen; freilich hört mit dem letzten Examentag gewöhnlich auch das Regiment der Bücher auf; das Vergessen macht riesige Fortschritte. Die Schule hat vielleicht Liebe zum Lehrer, aber nicht **Interesse am Lernen** erweckt; ihre Nachwirkung ist gering für Wissen und Verstehen, gering für die Denkungsart, Vereine und Kameradschaften wirken in kurzer Zeit intensiver als neunjähriger Schulzwang. Denn statt Bildung setzte die Schule das Wissen, statt der herzlichen Teilnahme an Dingen und Personen kalte Berichterstattung. Auf Examennot folgt Schulflucht. Die Schüler sind Wissensbehälter gewesen; nun wollen sie auch Personen sein; diese erfahren eine andere Wertung als die Honigtöpfe, die man nach ihrer Füllung taxirt, nach der Schwere kauft.

Vielleicht ist's Erbsünde der Jugend, Bildung zu hassen; wider Erbsünde kann man nicht aufkommen; vielleicht ist es richtig, dass die Schüler nach dem Unterricht sich richten sollten, der Unterricht nicht nach den Schülern, sondern nach der Masse des vorhandenen Wissens!?

Halten wir ein, es steht so schlimm nicht mit unserem Bildungswesen; wenigstens glaube ich's nicht; aber um gelesen zu werden, muss man zuweilen Fraktur oder Gotisch schreiben. Nämlich um blosses Überlesen kann es sich nicht handeln, so wenig als um Lob oder Tadel, sondern um Sachen und deren Richtigstellung. Sollte aber ein Prozent oder Promille der vorstehenden Meinungen richtig sein, sollte wirklich noch etwas Schadhaftes in unserem Lehrsystem sein, auch nur der geringste Anlass zur Selbstprüfung, zum Zweifel an pädagogischer Infallibilität, dann wollen wir uns Gewissheit verschaffen; wir wollen Licht, mehr Licht. Wo könnte uns solches herkommen? Vom Studium der Psychologie und Pädagogik, theoretischem und praktischem Studium. Obwohl vielfach nicht Modesache und von der Liebhaberei für dies oder jenes Lehrfach in die staubige Ecke gedrängt, ist doch dies Studium das wichtigste für den Lehrer. Es ist's um seiner Stellung willen in der Gesellschaft. Um als Gebildeter zu gelten muss er, wie der Mediziner, Jurist und Theolog, der Künstler, in einer Fachwissenschaft Meister sein, dies ist die Pädagogik.

Sie ist aber auch der Fruchtboden, aus dem die Fähigkeit zu wahrhaft erzieherischer Tätigkeit erwächst; ist doch das Schulhalten anerkanntermassen keineswegs ein blosses Eindrillen von Kenntnissen und Fertigkeiten, sondern eine Geistesbildung, die nicht jeder ins Werk setzen kann, welchem der Lehrstoff angeeignet worden ist. »Der Lernprozess geht nach ganz bestimmten psychologischen Gesetzen vor sich und wer

diesen Prozess richtig gestalten will, muss sich nach diesen Gesetzen richten, muss sie also kennen.«

Als Quellen zum Studium der Erziehungslehre haben wir nicht bloss die als pädagogische Klassiker angesehenen Schriftsteller, sondern ausser ihnen noch Dichter, die oft tiefer in das Wesen der Menschenseele blicken, als die Gelehrten. Wie reich an psychologischen Einblicken sind z. B. »W. Meisters Lehr- und Wanderjahre« von Göthe; unser Gottfried Keller auch bietet viel des Guten.

Aber eben so wichtig, als das Studium poetischer und prosaischer Bücher, ist das Studium des Lebens selbst. Lassen wir den *didaktischen Materialismus,* der in saurem Frohndienst, in freudloser Hetze Wissen aufstapelt, von dem man keinen Gebrauch zu machen versteht und es deshalb ohne Bedenken allen Winden übergibt; suchen wir vor allen Dingen zu erfahren, *wie kann das Interesse der Schüler gewonnen werden.* Hauptsache ist dieses Interesse, das die Lust erweckt, gewonnene Kenntnisse als schätzbare Güter zu bewahren, weil sie durch Phantasie und Gemüt festgehalten im innern Geistesleben und in praktischer Brauchbarkeit wirkliche Bereicherungen und nicht tote Kapitalien sind.«

In den **„Blättern für die christliche Schule“** Nr. 49 und 50 berichtet Lehrer Graf in Häutlingen, auch ein Berner, über einen Versuch, bei den Kindern Interesse an Naturbeobachtungen zu wecken. Vor Beginn der siebenwöchigen Herbstferien wurden den Schülern der Oberklasse bestimmte Beobachtungsaufgaben gegeben. Die Fragen wurden nach vorausgegangener Besprechung in ein Heftchen eingetragen und unter jeder der nötige Raum für die Antwort offen gelassen. Das Resultat der jugendlichen Naturforschung war ein sehr erfreuliches. Am ersten Winterschultag wurden alle 16 Hefte, fast durchgängig in sauberer Verfassung, ausgefüllt vorgelegt. Wir lassen einige Proben der »kleinen Chronik vom Herbst 1887«, wie ein Schüler sein Heft überschrieben hat, hier folgen.

Frage 1: Welche Feldarbeiten waren beim Beginn der Herbstferien im Gange?

Erste Antwort (von einem Mädchen des achten Schuljahres): Beim Anfang der Herbstferien hatte der Bauer noch vieles zu tun. An vielen Orten sah man noch grosse Äcker, die vom abgemähten Hafer überdeckt waren. Das Emd stand an den meisten Orten noch auf dem Felde. Sobald das Emd und das Getreide alles eingebracht worden war, ging's aufs Dreschen los, und dazwischen wurde Erde und Dünger geführt.

Zweite Antwort (Knabe, achtes Schuljahr): Die ersten Feldarbeiten waren im Anfang der Ferien: Es musste noch Emd in die Scheune gebracht werden, und an vielen Orten war noch der Hafer auf den Feldern. Viele Bauern führten auch noch Erde und schälten.

Frage 3: Wann fingen die Bauern an, Mist zu führen, und wohin? Wer führte zuerst?

(Blumenlese): Am 29. und 30. August B. in die Wichtrachmatte. — Schon Samstag Nachmittag 20. Aug. Dieses aber ist eine sog. Dummheit, schon im August Mist zu führen für Getreide zu säen und das Emd bei solchem schönem Wetter noch nicht zu mähen und zu dörren. — Am 19. Aug. Müller Sch. in Münsingen auf den Stutz zur Düngung des Rasens und nicht, um unter die Erde zu fahren.

Frage 4: Wann hast du diesen Herbst das erste Getreide säen gesehen und wo?

Am 5. September. Der Acker wird nur »Hammerstiel« genannt. — Am 5. September iu der Wolfmatt. — Am 3. September im Tannli beim Moosbächlein. — Säen sah ich diesen Herbst das erste Getreide unsern Vater selbst. Er säete Roggen in der Banhalden beim Wald. Am 10. September, an einem sehr schönen und heissen Tag.

Frage 5: Wann und wo hast du die erste Saat gesehen?

Antwort: Die erste Saat sah ich am 12. Sept. im Tannli beim Moosbächlein.

Frage 6: Wann gab's den ersten Reif?

Diesen Herbst waren die Grasesspitzen und die Dächer und Häuser am 26. Sept. zum ersten Mal so mit einem grauen oder weissen Bärtchen geziert! — An höhern Orten in unserer Gemeinde gab's den ersten Reif den 23. August. — Am 11. September gab's den ersten Reif. Die Felder waren aber nur ein wenig weiss.

Frage 8: Was blühten am Bettag noch für Blumen im Garten und auf der Wiese?

Im Garten blühten noch Rosen, Viönli, Aster, Stiefmütterchen, Geranium, Balsaminen. Auf dem Felde blühten nur wenige Blumen mehr: Herbstzeitlose, Johannisblume, Margrittli. — Der Ehrenpreis stand an manchen Orten noch in der vollsten Blüte. — Hie und da ist noch ein kleines Blümelein. Ich weiss aber nicht, wie man diesen Blümelein sagt.

Frage 9: Wann hast du die erste reife Haselnuss gepflückt und wo?

Am 11. Sept. Vorm. in unsrem »Tal«, und ich glaube, es sei auch die letzte gewesen in diesem Herbst. Viele unreife habe ich noch gesehn, aber zur Zeit, da ich sie gewinnen wollte, waren alle schon weg und verschwunden und mit der leeren Tasche konnte ich wieder den Heimweg antreten.

Frage 14: Wann wurden die verschiedenen Gemüse nach Hause geschafft?

Schon frühe. Das früh rauhe Wetter war schuld. In den 3 ersten Oktoberwochen fand das Einheimsen statt!

Frage 18: Wann wurde das meiste Obst eingeheimst?

Antwort (Mädchen, achtes Schuljahr): Schon Ende Sept. und anfangs Oktober wurde der grösste Teil vom Obst nach Hause geschafft. Denn das kalte Wetter hatte dem Obst geschadet.

Frage 19: Kurzer Witterungsbericht über die Ferien.

Die Beantwortung ist hier durchgehends ziemlich umfangreich ausgefallen. Wir geben einen Bericht vollständig wieder:

»Das Wetter in den 7 oder 8 Wochen Ferien war so ziemlich veränderlich. Im Anfang immer schöne Tage, in der 2. Woche September wechselten Regentage mit sonnigen und warmen ab. In der 2. Hälfte Sept. war fast immer schönes Wetter, wie im August. In der ersten Woche des Okt. waren die ersten Tage auch noch schön. Darnach aber fing es an stürmisch und rauh zu werden und in der 2. gab's den unerwarteten Schnee. Die 3. Woche sah wieder ein wenig besser aus; warme Tage erfreuten wieder das Gemüt der Menschen. Die 4., eine schattige, machte recht den Anschein einer rechten Winterwoche. Schneegestöber und kalter Nordwind war das Spiel in diesen 7 Tagen. Das Wasser in den Teichen und Brunnen erstarrte schon zu Eis und am Morgen war's schon keine Lust mehr, im Freien zu spazieren.«

Frage 20: Welche bedeutenderen Ereignisse haben sich in den Ferien zugetragen?

(Auszug.) »In den heissen Ländern herrschte die Cholera den ganzen Herbst. In Uttigen und Wikardswyl fanden Brände statt. Im Oktober gab's 2 ungewöhnliche Schneefälle. Am 4. September fand noch ein sehr heftiges Gewitter statt. In Bern wurde ein Soldat erschossen. In Konolfingen wurde geraubt. In St. Gallen wurde ein Wirt ermordet, weil er nach der Feierstunde nicht mehr wollte zu trinken geben. In New Castle sind bei einer Feuersbrunst 27 Personen umgekommen. In Dünkirchen hat eine schreckliche Petroleumexplosion stattgefunden. Das Obst wurde zu ausserordentl. hohen Preisen verkauft; ebenso der Kabis. In Amerika stürzte eine Eisenbahnbrücke ein, gerade als ein Zug darüber fuhr. In Röthenbach wurde von einem Hunde ein Kind zerrissen.«

Andere Fragen lauteten: Waren am ersten Oktober noch Staren und Schwalben da? Wann fingen die Buchwälder an bunt zu werden? Wann fand das letzte Gewitter statt?

Wir finden solche Beobachtungsaufgaben und die Aufzeichnung ihrer Resultate in den Ferien und während der Schulzeit sehr am Platze. Nur sollte den Kindern klar gemacht werden, dass poetische Floskeln, wie: »Dächer und Häuser waren mit grauen Bärtchen geziert«, »das Wasser erstarrte zu Eis«, statt es reifte, es gefror — da, wo es sich um nüchterne und präzise Berichterstattung über Naturbeobachtungen handelt, übel angebracht sind.

Rezensionen.

Wyss, Fr. Pädagogische Vorträge. 3. Aufl. Wien, Leipzig 1887. 194 S. Preis Fr. 2. 70.

Bekanntlich hat sich im deutsch-französischen Kriege 1870/71 die Erbswurst durch die ungeheure Einfachheit ihrer Zubereitung einen gewissen Ruf erworben. Einem ähnlichen Grund mag das vorliegende Werk des Burgdorfer Schulinspektors seine Beliebtheit verdanken. Als pädagogische Erbswürste qualifiziren sich diese 12 Vorträge aber noch durch andere Eigenschaften. Ihr Inhalt beschlägt den sog. erzieherischen Unterricht. Was Verfasser darüber zu sagen weiss, das hätte in Rahmen eines einzigen Vortrages füglich Platz gefunden; wer also eine dieser Würste anschneidet, kennt den Inhalt aller. Zu bewundern ist nur die Unver—frorenheit, mit der dieser dürftige Inhalt zwölfmal wiedergekaut wird. Geniessbarer wird derselbe freilich dadurch so wenig als durch die zahllosen Zitate, die als unverdaute Brocken in der ungesalzenen Brühe herumschwimmen. Herr Wyss kann diese Sammlung offenbar nur veröffentlicht haben in der festen Überzeugung, es werde niemandem einfallen, seine Vorträge in einem Zug durchzulesen. Wir gestehen, es hinterher selbst kaum zu begreifen, wie wir uns durcharbeiten konnten.

Von jeher hat's unter den Pädagogen Berufene und Unberufene gegeben. Zu den Unberufenen verweist das vorliegende Werk seinen Schöpfer. Er legt den Lehrern Pflichten auf, die er selbst mit Füssen tritt. So rasselt er mit obligatem Schrumm! gegen den Dogmatismus des Religionsunterrichts, und dogmatisch in des Wortes verwegenster Bedeutung ist seine Darstellungsweise. Nähere Begründung oder Entwicklung seiner Imperative sucht man vergebens bei ihm, der Gründlichkeit stets im Munde führt. Er verlangt Konsequenz vom Lehrer, und ist selbst voll Widersprüche. Er führt den Geist Pestalozzis beständig im Munde, aber bei ihm heisst's: „Zum Teufel ist der Spiritus, Das Pflegma ist geblieben." Er will die Pädagogik aus dem Sumpf ziehen und erniedrigt sie zur Metze herrschender Tagesströmungen. Zeuge davon ist seine famose Vorrede. Herr Wyss scheint eben in der Häutung begriffen zu sein. „Jede Parteinahme für die Herbart-Zillersche Richtung ist gestrichen!" — Ei der Tausend, wird *die* aber aufatmen! — „mehrere Vorträge religiösen Charakters sind ausgelassen", dafür „wird einem unabhängigen Moralunterricht in der Volksschule das Wort geredet", „überhaupt die Aufstellung mehr links genommen".

Die Häutung ist allerdings noch etwas lückenhaft, denn: z. B. pag. 56 oben heisst es noch: „Die Religion ist das wesentlichste Erziehungsmittel in der Schule." Dagegen lesen wir auf der folgenden Seite: „Der heutige Zustand der christlichen Völker beweist, dass der Religionsunterricht ungenügend ist zu einer hohen moralischen Bildung." Wiederum pag. 16: „Die aus Opposition gegen die Orthodoxie antichristlich, ja religionslos sein wollen, vergessen, dass es auf den Geist, nicht auf den Buchstaben, auf die Wahrheit, nicht auf die Formeln, auf die *Religion,* nicht auf die Konfessionen ankommt." — Erkläre mir, Graf Örindur diesen Zwiespalt der Natur! — Denn gleichwohl heisst's pag. 57: „Eine selbständige . . . . . von allem Glauben unabhängige Moral in elementarer Lehrweise ist in der Volksschule einzuführen." Als Muster wird (man höre!) der dürre Moralunterricht in der Volksschule Frankreichs anempfohlen, Geist Pestalozzis vor! P. schrieb anno 1782 im Schweizerblatt: „Die Knaben in unsern Schulen bekommen grosse Begriffe von der Bestimmung des Menschen, von den Rechten des Bürgers, von der Liebe zum Vaterland u. s. w. Parturiunt montes, nascitur mus. Was ist das alles im Bubenmund! (vide pag. 30 im V. Bd. der Cottaschen Gesamtausgabe).

Solcher Widersprüche liessen sich Dutzende anführen.

Als einen Beweis, wie Herr Wyss „mit Worten kramt", lese man den Gallimathias auf Seite 39, 55, 57, 61 und den ganzen 8. Vortrag.. Herr Wyss führt beständig pädagogische Stichworte, wie Charakterbildung, Gesinnungsunterricht, Konzentration, Bildung des Gedankenkreises, im Munde; beweist aber fortwährend, dass ihm das alles spanische Dörfer sind, mit denen weder er etwas Rechtes anzufangen weiss, noch die, welche sie nur aus seinen Vorträgen kennen.

Nicht um zum Studium dieser Vorträge anzuspornen, wollen wir zum Schluss die Wyss'sche Methodik mit des Verfassers eigenen Worten kurz skizziren:

Formelle Bildung ist der Hauptzweck des Unterrichts; erst in 2. Linie bezweckt er Vermittlung von realem Wissen (pag. 51, 52, 54, 79, 81, 103). Das ist Pestalozzischer Geist (52). Dadurch wird der Unterricht erziehend, kraftbildend. Darum Reduktion des Unterrichtsstoffes (88 f, 83, 96) und Konzentration des Unterrichts (81, 84, 93 ff, 54) und zwar bildet die Sprachübung (82, 94, 95, 97) oder das Lesebnch (54, 57) das Zentrum des Unterrichts. Damit kommt Einheit und Gründlichkeit ins Denken (54); da Sprachübung mit Gedankenbildung, Geistesbildung zusammenfällt (91). Freilich ist auch der Realunterricht geradezu ein ganz vorzügliches Mittel zur allgemeinen Geistesbildung (92). Daher soll seine Selbständigkeit gewahrt bleiben (93), aber er soll *in den Dienst der Sprachübung* gestellt werden (87, 88, 91), wozu eine monographische und biographische Behandlungsweise des R.-U. nötig ist (88, 92, 94, 96). Zudem wird z. B. die Naturkunde verklärt durch die *Poesie des Sprachunterrichts* (61). — Diese Konzentration fand bisher schon statt auf der I. und II. Unterrichtsstufe, soll nun aber auch auf der Oberstufe fortdauern (94), nur sollen da die Einzelbilder konzentrisch (aha!) sich erweitern, worauf die Steigerung des Unterrichts in der Oberschule beruht.

Daraus ergibt sich z. B. für Geschichte folgende Behandlungsweise:

1. Freier Vortrag des Geschichtsbildes durch den Lehrer.
2. Abfragen des Vorgetragenen.
3. Lesen des betreffenden biographischen Bildes im Lesebuch.
4. Abfragen des Gelesenen und Planskizze.
5. Schriftliche Reproduktion des Stücks in angemessenen Verkürzungen.

Von der Geschichtsstunde fallen 20 Minuten auf Nr. 1—4, 30 M. auf Nr. 5 und 10 Minuten Repetition.

Ganz ähnlich in Geographie und Naturkunde. Auf diese Weise werden zu den 8 ordentlichen Sprachübungsstunden noch 3 neue Stunden (die den Realfächern abgezwackt sind) für Sprachübung gewonnen. Der Realstoff muss dabei freilich entsprechend reduzirt werden; das schadet aber nichts, denn realistisches Wissen ist ja Nebensache. Dass dabei die Sprachübung der Schüler reichlich gewinnen muss, ist ausser Zweifel. Mit dieser sprachlichen Bildung gewinnt der Schüler aber auch eine praktische, tüchtige, allgemeine Bildung: *Mit gründlicher Sprachbildung hat der Schüler* auch den *Schlüssel zu jeder Wissenschaft und Kunst in der Tasche* und was am meisten Wert hat, mit der gründlichen Sprachbildung erst stellt sich beim Schüler der *Trieb nach beständiger und selbständiger Fortbildung* ein." — Da hätten wir's ja — alle Fliegen auf einen Schlag! Mein Liebchen, was willst du noch mehr! Nur sieht man nicht recht ein, wozu den Schüler überhaupt noch mit Realien quälen, da er ja in der gründlichen Sprachbildung den Schlüssel zu jeder Wissenschaft in der Tasche hat.

Mit diesem Trichter in der Hand, kommt er durch das ganze Land.

Anfangsweise folgen auf das „Linsengericht" noch 6 Bilder aus der Geschichte der Pädagogik, die sich jedoch als eine aus fremden Federn zusammengestoppelte Kompilation ordinärster Art erweisen.

Fassen wir unser Urteil zusammen:

Das Buch gehört zu denen, die durch ihre blosse Existenz der Sache, der zu dienen sie vorgeben, schaden, weil sie Besserem den Platz versperren.

Sch.

Französisches Lesebuch zur Geschichte der deutschen Befreiungskriege, herausgegeben von ***Chr. Ufer,*** Lehrer am Carolinum in Altenburg. H. A. Pierer in Altenburg.

Unseres Wissens ist vorliegender Band das erste im Herbart-Zillerschen Sinn angelegte fremdsprachliche Lesebuch und kann daher ausnahmsweise als ein solches bezeichnet werden, das einem wirklich gefühlten Bedürfnisse seine Entstehung verdankt.

Den profangeschichtlichen Gesinnungsstoff für das 8. Schuljahr bildet im Zillerschen Lehrplansystem die Geschichte der deutschen Befreiungskriege, einschliesslich der französischen Revolution und der Neugestaltung des deutschen Reichs; der französische Lesestoff auf der betreffenden Schulstufe soll sich nun an dieses gegebene Material anlehnen, ohne deshalb bloss Geschichte zu sein.

In glücklicher Ausführung dieser zu Grunde liegenden Idee beginnt daher obgenanntes Lesebuch mit einem Auszuge von „Le conscrit de 1813" der beiden Lothringer Erckmann und Chatrian; derselbe ist gut durchgeführt und nimmt weitaus den grössten Teil des Buches ein: daran schliessen sich ausgewählte Kapitel aus Séjour und Thiers, worauf noch eine Anzahl Lieder von Béranger folgen; in einem Anhange ist auch V. Hugo vertreten; wir vermissen aber daselbst sehr seine berühmten Verse „L'Expiation".

Die sorgfältige Auswahl des Stoffes sichert dem Buche jedenfalls eine weitere Verbreitung; die Anmerkungen sind darin auf das Allernotwendigste beschränkt (wir hätten dieselben zwar vielfach ebenfalls in französischer Sprache gewünscht) und auch die Korrektur ist eine musterhafte zu nennen, weshalb wir durchaus nicht anstehen, das von der Verlagsbuchhandlung recht nett ausgestattete Ufersche Lehrmittel bestens zu empfehlen.

J. J. G.

Anmerkung der Red. Das Buch von *Ufer* ist bereits in einer Abteilung der Kantonsschule in Chur eingeführt.

Sadrach A. B. Dnego, ein altbabylonischer Keilschriftlehrer. 120 Inschriften, entziffert und umgedichtet von Fritz Treugold. Stuttgart, Robert Lutz, 1887. 108 Seiten. 12°.

Der Verfasser erzählt in 120 Gedichten seine teils durch anderer, teils durch eigene Schuld oft bitteren Schicksale als Schullehrer und flicht dazwischen die Quintessenz seiner Lebenserfahrung. Er macht dabei die Fiktion eines babylonischen Keilschriftenfundes, als dessen Entzifferung er seine Verse präsentirt. Aber leider hat sich der Mann in der Form vergriffen, er ist nicht zum Dichter geboren. In Prosa hätte er vielleicht manches Interessante zu erzählen gewusst. Aber die breitspurige, unbeholfene und platte Dichterei seiner „Platten" macht die ganze Geschichte ungeniessbar.

W.

Preisarbeit. In Nr. 11 seines ersten Jahrganges schreibt der ***„Naturwissenschaftler"***, allgemein verständliche Wochenschrift für sämtliche Gebiete der Naturwissenschaften, Verlag von *Riemann & Möller* in Berlin SW. 48, eine *Preisarbeit* aus, welche *„Die wichtigsten Kunstausdrücke auf dem Gebiete der Zoologie nebst deren Erläuterungen, alphabetisch geordnet"* betitelt ist. Der Preis ist Mk. 50. —. Die betreffende Nummer, aus der auch die näheren Bedingungen zu ersehen sind, versendet die Verlagshandlung *gratis und franko.*

Die billigste und reichhaltigste naturwissenschaftliche Wochenschrift ist

„Der Naturwissenschaftler“

Preis vierteljährlich Mark 2. —

Des **Naturwissenschaftlers** Programm ist:
Schilderung der Fortschritte und Errungenschaften sämtlicher Gebiete der Naturwissenschaft und deren praktischer Anwendung in **Schule** und **Haus, Industrie, Handel** und **Verkehr** in **leicht fasslichen, anregenden** Aufsätzen, deren Verständnis durch **Illustrationen** möglichst näher gebracht wird.

☞ *Probenummern gratis und franko* durch die Verlagsbuchhandlung
Berlin SW. 48. **Riemann & Möller.**

(à 1095/12 B)

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Die Horazischen Metren

in deutschen Compositionen d. XVI. Jahrhunderts.

Herausgegeben von
R. von Liliencron.
Schulausgabe.
(Partitur in moderner Notenschrift.)
Preis 1 M. (M a 5656 L)

Anfang Februar erscheint:

Die
formalen Stufen des Unterrichts.

Eine Einführung in die Herbart-Zillersche Pädagogik
von
Th. Wiget,
Seminardirektor in Chur.

3. Auflage. — Preis broschirt Fr. 1. 60.

Die rasche Aufeinanderfolge der Auflagen und die mehrfache Einführung des Buches in Seminarien zeugen für die Gediegenheit dieser Schrift, die auch von der Kritik rückhaltlos anerkannt wurde.

Exemplare stehen gerne zur Einsicht zur Verfügung.

Chur, im Januar 1888.

Jul. Rich, Verlagshandlung.

Lehrer gesucht.

Es gedenkt jemand nächstes Frühjahr für seinen Sohn und einige Nachbarkinder eine Privatschule nach Herbart-Zillerschen Grundsätzen für die Dauer von drei Jahren einzurichten und sucht hiefür einen jüngern Lehrer, der in der Herbart-Zillerschen Pädagogik gründlich bewandert ist.

Honorar: 1000 Fr. und freie Station. — Anmeldungen gefl. an die Expedition der Seminarblätter in Davos.

Inhalt: Epiktet, von Prof. Dr. Hilty in Bern. — Präparationen für den Unterricht in der Optik (Fortsetzung). — Zeitungsschau. — Rezensionen. — Inserate.

Verlag von Hugo Richter in Davos. — Druck von Richard Becker in Davos.